

Bei der Lektüre von Helmut Bonneys neuestem Buch, *Rohstoff Kind*, kam mir sofort eine Reihe von Assoziationen. Als allererstes fiel mir Rousseau ein. Der schreibt zu Beginn seiner *Bekenntnisse*: „Ich fühlte, bevor ich anfang zu denken; das ist das gemeinsame Los der Menschheit. Ich für mein Teil verspürte es mehr noch als andere“. In seiner *Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen* heißt es von den Leidenschaften: „Was auch immer die Moralisten behaupten mögen, unser Begriffsvermögen verdankt den Leidenschaften viel [...] Durch deren Tätigkeit vervollkommenet sich unser Verstand. Wir wollen nur erkennen und wissen, weil wir zu genießen begehren, und es ist unmöglich, sich vorzustellen, dass jemand, der keine Wünsche und keine Befürchtungen hätte, sich überhaupt die Mühe geben sollte, seinen Verstand zu gebrauchen“. Der Autor der *Bekenntnisse* wusste noch nichts von der modernen Hirnforschung und von der Neurobiologie. Man verdächtigt Rousseau gern des Rousseauismus, d. h. der beschönigenden und gar zu optimistischen These, der Mensch sei von Natur aus gut, und man will darin die naive Gegenposition zu Hobbes' „Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf“ sehen. Beiläufig gesagt lässt sich eine solche These vom guten Menschen im Naturzustand überhaupt nicht aus der eben genannten Abhandlung ableiten. Rousseau ist hier kein Rousseauist. Richtig bleibt nur, dass für ihn die Emotionen und Leidenschaften bei der Entwicklung der Menschheit und der des Individuums eine entscheidende Rolle spielen. Setzt sich Helmut Bonney der Gefahr aus, dass man ihm auf ähnliche Weise Naivität unterstellt, wenn er für seine psychiatrische Arbeit mit Kindern und für die durch diese Arbeit zu fördernden seelischen Entwicklungen auf die „emotionalen Grundlagen des Seins“ abhebt und z. B. schreibt: „Emotionen bilden unabdingbare Voraussetzungen für das Denken“ (S. 23) / „Generell bestimmen unsere Gefühle unser Denken und Handeln“ (S. 26) / „dass jedes Denken eine emotionale Voraussetzung hat“ (S. 121, etc.)? Oder tut man auch bei ihm gut daran, ihn genauer zu lesen und die neuesten Ergebnisse der Neurobiologie nicht schon als den schlagenden Beweis dafür anzusehen, dass Therapieformen, die ohne Psychopharmaka auszukommen suchen, um etwa auf ADHS-Konstellationen bei den sogenannten „unruhigen Kindern“ (und Erwachsenen) einzuwirken, definitiv überholt und anachronistisch oder jedenfalls viel zu aufwändig sind. Nota bene: H. Bonneys Buch, ein Plädoyer für eine nicht von Leistung, Selektion und Normalisierung oder Ruhigstellung diktierte Therapie, ist nicht eigentlich gegen die Neurobiologie gerichtet, aber doch gegen deren monistische Usurpationsversuche.

Um nicht in den „Vorzeiten“, bei Rousseau und Hobbes, zu verweilen, mag eine zweite Assoziation unterstreichen, dass auch Gehirnforscher ähnliche Dinge behaupten können wie Dr. Bonney. Antonio Damasio z. B. ist davon überzeugt, dass ohne den Beitrag der Emotionen kein rationales Denken entstehen kann, dass das Gefühl also in das Denken eingebunden ist und „die Denkprozesse eher fördert als stört“ (*Descartes' Irrtum*, 1994). Er zeigt unter anderem, dass Patienten mit Hirnschädigungen, welche die für die Emotionen zuständigen Zentren im Gehirn in Mitleidenschaft ziehen, nicht dazu in der Lage sind, ihr soziales Verhalten zu koordinieren, Entscheidungen zu treffen, Pläne zu entwerfen und ihr rationales Denken konkret in den Dienst ihrer eigenen Person zu stellen. (Diese fällige Rehabilitierung der Emotionen heißt nun allerdings keineswegs, dass Damasio dafür plädieren würde, das Denken durch das Gefühl zu ersetzen und nur noch seinem Herzen zu folgen.)

Noch eine weitere Assoziation stellte sich bei der Lektüre dieses Buches ein. Es erinnerte mich an bestimmte Fragestellungen und Probleme, die von der Philosophie des Geistes aufgeworfen werden. Ich hatte mich vor etlichen Jahren einmal eingehend mit diesen Fragen nach der Beschaffenheit und der Erklärbarkeit des Bewusstseins und des Selbstbewusstseins beschäftigt, und mir fiel nun sofort wieder die berühmte „Erklärungslücke“ bzw. der *explanatory gap* ein, mit dem sich diese Philosophen herumschlugen. Für die Philosophen sowohl als auch für die Hirnforscher war der gemeinsame Ausgangspunkt, nämlich die Identität (gewissermaßen) von Gehirn und Bewusstsein zunächst einmal

unproblematisch. Niemand wollte sich hier noch auf eine göttliche Eingebung berufen. Nur bauten die einen auf den Fortgang der wissenschaftlichen Forschung, der es letzten Endes gelingen werde, die Lücke endgültig zu schließen. Andere dagegen (die Philosophen meist) sahen in dieser Lücke einen nicht aufzuhebenden Unterschied zwischen zwei sehr anders gearteten Sichtweisen auf denselben Gegenstand, Sichtweisen, von denen die eine sich nicht auf die andere zurückführen ließ.

Durchaus in enger Zusammenarbeit mit den Neurowissenschaften stellte die Philosophie des Geistes z. B. die Frage, wie ein Phänomen wie das Bewusstsein in der physischen Natur entstehen konnte, wie die subjektiven Empfindungen, die Gemütszustände und das Auftreten einer Innenperspektive der Ordnung der Natur angehören können (s. dazu etwa die Arbeiten von Thomas Metzinger). Mit anderen Worten, man versuchte, den Zusammenhang herauszuarbeiten und zu verstehen, der zwischen zwei unterschiedlichen Sichtweisen auf dasselbe Objekt (das Bewusstsein oder Selbstbewusstsein) bestehen mochte. Auf der einen Seite drängte sich da die Ich-Perspektive unseres eigenen Bewusstseins auf, gekennzeichnet durch seine unmittelbare Gegebenheit oder absolute Vertrautheit mit sich selbst, durch seine Transparenz (wir sehen das Bewusstsein nicht als Gegenstand vor uns, wir betrachten vielmehr die Welt durch es hindurch), gekennzeichnet des Weiteren durch seine personale Zentrierung und sein „Hier und jetzt“ (das eine Erinnerung keineswegs ausschließt). Auf der anderen Seite ist auch die Er/Sie/Es-Perspektive der dritten Person unverzichtbar, anders gesagt die Perspektive der Wissenschaft, die das zu analysierende Objekt von außen betrachtet und beschreibt. Man fragt hier nach den neurologischen Korrelaten der Bewusstseinszustände: Welche Arten von Gemütszuständen, von Farbwahrnehmungen usw. entsprechen welchen Ausprägungen eines durch die Hirnforschung nachweisbar gewordenen neurologischen Prozesses im Gehirn? Ein solches Korrelat könnte z. B. die Korrespondenz zwischen einer bestimmten, messbaren und im Gehirn lokalisierbaren neurologischen Stimulierung und einem „subjektiven“ Bewusstseinszustand sein: Schmerz, Freude, Angst, Neugier usw.

Man wird verstanden haben, warum mich die epistemische Asymmetrie in den Zugangsweisen zu einem und demselben Phänomen so stark an die Opposition zwischen den neurobiologischen Wissenschaften und den „nichtpharmakologischen Psychotherapien“ erinnert hat, eine Opposition, auf deren Auswirkungen und Verdrängungsmechanismen H. Bonney in seinem Buch immer wieder zurückkommt. Wenn bei den Erkundungen der Philosophie des Geistes die wissenschaftliche Beschreibung oder Ablichtung von Gehirnvorgängen der subjektiven Befindlichkeit und vor allem der Innenperspektive gegenüberstand, so stehen hier der Suche nach den biochemischen Korrelaten der Krankheitsvorgänge (gegen die – als Forschung – a priori wenig einzuwenden ist, auch wenn Pharmaindustrien und hoch subventionierte Labore dabei mit an der Wiege stehen) Formen der Psychotherapie gegenüber, die auf die Exploration der seelischen Vorgänge sowie der familiären und sozialen Beziehungsgeflechte nicht verzichten können. Dabei besteht offenbar auf der Seite der Neurobiologie die starke Tendenz, diesen ganzen therapeutischen Ansatz für obsolet zu halten und ihn nicht einmal mehr als eine der überhaupt möglichen Verfahrensweisen zu respektieren.

Wie erwähnt zieht H. Bonney nicht gegen die Neurobiologie als solche ins Feld, aber in einer historischen Situation, in der im therapeutischen sowohl als auch im pädagogischen

Kontext jede denkbare Verhaltensweise als neurobiologisches Geschehen beschrieben wird, kurz wo die „neurobiologischen Vereinfachungen und ausschließlichen Betrachtungen der Verhaltensoberfläche“ (*Rohstoff*, S. 17) zum wissenschaftlichen Mainstream geworden sind und komplexere Ansätze wie „systemische Modelle, die sich mit den Wechselwirkungen von Einflussfaktoren befassen“ (S. 17) kaum noch in Betracht kommen, ergreift der Autor dezidiert Partei für seine eigene Disziplin. Er veranschaulicht auf ausgesprochen reichhaltige und vielseitige Weise seine eigene therapeutische Erfahrung und Vorgehensweise, warum es Sinn macht(e), so vorzugehen und nicht anders. Wie gelingt ihm das?

Durch Erzählen.

Dies bedeutet nun nicht, dass er sich die Ich-Perspektive der ersten Person Singular zu eigen macht und in gewisser Weise hier seine Autobiographie in den Druck gegeben hätte. Nein. Das Ich bleibt in der Tat stets präsent. H. Bonney entwirft kurz seinen eigenen Werdegang, seine Enttäuschungen und neuen Weichenstellungen. Er verschweigt auch nicht manche Zweifel und Unsicherheiten und die – in der Corona-Zeit – offene Zukunft (Unbestimmtheit aushalten, S. 137). Wie wird es weitergehen? Wenn H. Bonney erzählt, so tut er das nicht nur (allerdings marginal) in den Kommentarpforten seines Buches, in denen er bisweilen auf persönliche Erfahrungen zurückgreift, in denen aber auch Wertfragen behandelt werden wie vor allem die Entscheidung für Kreativität oder für den „Urhebertrieb“ (Buber) und gegen Normierung, sondern er tut das in den äußerst prägnanten Falldarstellungen. Von einfachen und sofort einsichtigen Fällen (was hilft es, einem neunjährigen Jungen, dessen Mutter im Sterben liegt, fehlende Aufmerksamkeit in der Schule vorzuhalten und ihm also eine ADHS-Störung zuzuschreiben, die den Einsatz von Medikamenten notwendig mache?) über die eine oder andere deprimierende Erfahrung mit nur auf neurobiologische Mittel eingeschworenen Kollegen und Lehrern, bis hin zu sehr komplexen Konstellationen bei jugendlichen Patienten, für die nicht immer eine definitive Lösung gefunden wird, breitet der Autor eine Fülle von Lebenssituationen vor uns aus, in denen gehandelt, gezweifelt, verworfen, befürchtet, vertraut und auch nicht getraut wird. Dem therapeutischen Geschehen entsprechend überwiegt etwas das iterative Erzählen (etwas geschieht mehrmals oder immer wieder) vor dem singulativen (B folgt auf A, C folgt auf B usw.), aber das macht dieses Erzählen gerade nicht zu einer bloßen Beschreibung der Verhaltensoberfläche (der „Symptome“).

Wie Aristoteles es schon wusste und wie Paul Ricœur es in seinen Überlegungen zur „narrativen Identität“ wieder aufgegriffen hat, sind Erzählungen auf Anfang, Mitte und Ende hin angelegt. Man erwartet einen Endpunkt, die Lösung eines Konfliktes, und darum geht es ja auch bei einer Therapie. Und doch gibt es auch Geschichten, deren Ende offen bleibt, wie im Leben ja auch. Als Fazit des ganzen Buches ergibt sich aber der Eindruck, dass Psychotherapie tatsächlich gelingen kann und jedenfalls sinnvoll ist, auch ohne Medikamente.

Frühsommer 2021 von Prof. Rolf Wintermeyer, B 2 7 r Livingstone, 75018 Paris